5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Bölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 54 (Tel. Nr. 1355) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 71 — Halle a. S., Sonntag den 1. November — 1914

Eine der größten Schlachten der Weltgeschichte.

Kristiania, 31. Oktober. Die Londoner „Times" schreiben: Die Schlacht an der belgischen Grenze wird zu den größten Schlachten der Weltgeschichte gerechnet werden müssen. Es ist von der größten Wichtigkeit, sagt das Blatt, daß die Deutschen daran gehindert werden, festen Fuß in Calais zu fassen. Von der Frage, ob es den Deutschen gelingt oder nicht gelingt, in den Besitz von Calais zu kommen, wird der weitere Gang dieses Krieges unstreitig abhängen. Die britischen Truppen haben in der langen Geschichte Großbritanniens niemals in einem furchtbareren Kampf gestanden. Das Blutbad in den Kämpfen der letzten Tage, die von Tag zu Tag heftiger geworden sind, ist beispiellos groß gewesen und hat sogar die Verluste in den größten Schlachten des russisch-japanischen Krieges überstiegen. Die Deutschen haben ganze Bataillone geopfert; aber auch die Verluste der Verbündeten sind sehr groß. Der verzweifelte Kampf dauert immer noch weiter, und zwar zu Lande, zu Wasser, in der Luft und unter dem Meere. Einen solchen Kampf hat die Welt noch nie zuvor gesehen. (B. T.)

Amsterdam, 31. Oktober. „Het Nieuwe van den Dag" meldet aus Oostburg: Seit Donnerstag mittag dauert das Schießen ununterbrochen an. Die Schüsse fallen im Südwesten; wahrscheinlich beschießen wieder Kriegsschiffe die Küste. Bei Heyst, Knocke, Zoute und Hazogas sind überall Geschütze aufgestellt und Laufgräben angelegt worden.

Amsterdam, 31. Oktober. Der „Telegraaf" meldet aus Sluis von gestern: Gegenüber den Gerüchten über ein Zurückweichen der Deutschen in Westflandern kann ich versichern, daß heute früh die Kampflinie ungefähr dieselbe wie gestern war. Kortryk, Iseghem, Rousselaere und Thourout sind im deutschen Besitz und Ypern in den Händen der Verbündeten. Besonders heftig war der Kampf um Ypern bei Paschendale, West-Großebeke und Bacelaers. Die Deutschen haben die Küste von Ostende bis Knocke vollständig besetzt. In Heyst ist ein Anschlag in drei Sprachen erschienen, wonach die Wohnungen am Seedamm und in den dahin führenden Straßen geräumt sein müssen. (W. T. B.)

Amsterdam, 31. Oktober. Der Kriegskorrespondent des „Tijd" erzählt seine Eindrücke von der Schlacht in Westflandern. Er sagt: Diese Schlacht gleicht mehr einer Schlächterei als einer Feldschlacht. Tausende von Verwundeten stolpern mit zerbrochenen Gliedern vom Gefechtsterrain zurück oder liegen in allerhand Wagen, welche in trauriger Prozession nordwärts ziehen. Tausende von Toten liegen zerstreut auf den Feldern. Man hat keine Zeit und keine Menschen, sie zu begraben. Die Straßen in Ostende und in den herumliegenden Gemeinden sind voll von Verwundeten, welche fast nicht laufen können und nur flüchtig verbunden sind. Alle Hospitale und großen Gebäude sind schon voll, und für die nen Ankommenden ist kein Platz mehr. Das deutsche Geschütz muß oft schweigen, weil die Granaten in Gruppen fallen würden, wo die Deutschen und Belgier oder Engländer handgemein sind, denn jetzt ist es nicht mehr ein Kampf von Kanonen, sondern von Bajonetten. Es scheint, daß die Deutschen den festen Entschluß haben, bis Dünkirchen und Calais durchzudringen. Die Wege und Dörfer sind von den Einwohnern verlassen. (B. T.)

Amsterdam, 31. Oktober. Der „Central News"-Korrespondent berichtet: Die Deutschen wenden in der Gegend von La Bassee dasselbe Verfahren an, wie bei Antwerpen. Sie versuchen, durch überschüttendes Geschützfeuer einen Keil in die feindliche Linie zu treiben. Es ist nicht zu leugnen, daß sie dadurch in südwestlicher Richtung Fortschritte gemacht haben. Das ist der einzige ungünstige Punkt in der Front der Verbündeten; nördlich von Lille geht alles gut. Die Deutschen haben starke Reserven angesammelt.

Die Kriegslage im Westen im französischen Lichte.

Paris, 31. Oktober. Ueber die Kriegslage wurde gestern abend um 11 Uhr nachstehende amtliche Mitteilung veröffentlicht: Aus Belgien ist in den letzten Nachrichten aus der Gegend Nieuport—Dixmude nichts eeues gemeldet worden. Auf unserem linken Flügel richtete der Feind heftige Angriffe gegen die Front der britischen Truppen und auf den beiden Ufern des Kanals von La Bassee, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen. Seine Tätigkeit nimmt wieder in der Gegend von Reims und in der Gegend von Haute de Meuse, südlich von Fresnes, zu.

Die Angriffe auf die Maasfront.

Stockholm, 31. Oktober. Der Kriegskorrespondent der „Times" teilt folgende Einzelheiten über die Kriegslage mit: Die Franzosen sehnen sich nach Schnee, weil sie der Meinung sind, daß dieser den Transport der Munition, des Proviants und der anderen Zuführungen der Deutschen außerordentlich stören könnte. Im übrigen sei die französische Stellung in Woevre in defensiver Beziehung zufriedenstellend. Wenn es aber den Deutschen gelingen würde, genügend Verstärkungen heranzuziehen, um sich den Forts von Verdun auf Schußweite zu nähern, so würde dies das Ende für Verdun bedeuten. Und hierdurch würde die ganze Situation gründlich verändert werden. Am 19. Oktober begannen die heftigen Angriffe gegen die Maas-Forts. Troyon wurde zweimal beschossen. Nach dem zweiten Bombardement antworteten nur noch vier Kanonen, alle anderen waren von den deutschen Geschossen zerschmettert, so daß sie völlig unbrauchbar geworden sind. (B. T.)

Rotterdam, 31. Oktober. „Daily Mail" meldet aus Nordfrankreich, daß zwei deutsche Flieger Bethune mit Bomben bewarfen. Die erste explodierte nicht, die zweite hat 19 Personen getötet und 40 verwundet. Auch auf Dünkirchen fiel am Mittwoch eine Bombe, die in der Rue du College sämtliche Fensterscheiben zertrümmerte. (B. L.)

Der russisch-türkische Krieg.

Die Abreise der Botschafter.

(B. Z.) **Wien, 31. Oktober.** Nach Berichten aus Konstantinopel hatte der russische Botschafter Giers und der erste Dragoman der russischen Botschaft Mandelstamm zuletzt ganz unverhüllt einen drohenden Ton gegen die Minister angeschlagen. Es kam zu peinlichen Auftritten mit dem Großvezir Sais Halim sowie mit dem Minister des Innern Talaat Bei, als Mandelstamm diesem gegenüber Einspruch erhob gegen die behördliche Auflösung des russisch-ottomanischen Klubs. Die russische Botschaft schickte ihre Archive schon vor einigen Tagen nach Odessa ab. Zugleich hatte der englische Botschafter Miller den in Konstantinopel weilenden Engländern vertraulich einen Wink gegeben, die Stadt zu verlassen. Der russische Botschafter, der am Nachmittag noch eine letzte Unterredung mit dem Großvezir in dessen Sommerwohnung hatte, hat bereits seine Pässe verlangt.

Die Erfolge der türkischen Flotte im Schwarzen Meere.

Der amtliche Bericht.

(W. T. B.) **Konstantinopel, 31. Oktober.** Aus amtlicher Quelle: Der Panzerkreuzer „Sultan Jawuz Selim" hat ein russisches mit 300 Minen beladenes Schiff versenkt und ein Kohlentransportschiff sowie ein russisches Kanonenboot schwer beschädigt. Außerdem hat er Sebastopol mit Erfolg beschossen. Der Kreuzer „Midilli" hat in Naruaki die Petroleum- und Getreidelager zerstört und 14 Transportdampfer versenkt. Der Torpedobootzerstörer „Bero-i-Satuit" hat in Noworossisk die funkentelegraphische Station zerstört. Der Torpedobootzerstörer „Jadig-hiari-Millet" hat ein russisches Kanonenboot versenkt. Der Torpedobootzerstörer „Muavenet-i-Millije" hat ein anderes Schiff derselben Gattung beschädigt. In Odessa sind Petroleumbehälter und fünf russische Schiffe beschädigt worden. Der Kreuzer Hamidije hat Feodosia beschossen und in Kertsch ein ägyptisches Gebiet geworfen.

Ein Protest des Sultans.

(B. Z.) Der Sultan hat an sämtliche Mächte eine Note gerichtet, worin er dagegen protestiert, daß die englische Okkupationsarmee ihn in Aegypten in der Ausübung seiner Souveränitätsrechte hindere. Auf Grund dieses Protestes wird der Khedive England auffordern, die englische Regierungstätigkeit in Aegypten einzustellen. Nach einem in Athen umgehenden Gerücht hat die Türkei 3000 Beduinen auf ägyptisches Gebiet geworfen.

Die Haltung der Balkanstaaten.

r. Aus Petersburg meldet die „B. Z.": Die Nowoje Wremja" läßt sich aus Bukarest melden, daß König Ferdinand von Bulgarien den Oesterreich freundlichen rumänischen Politiker Carps in Audienz empfangen habe. Die Besuche Carps sollen in Rumänien Aufsehen erregt haben. Es sei gesagt worden, daß König Ferdinand erklärt habe, etwaige Verletzung der bulgarischen Neutralität von gewisser Seite müsse mit kriegerischen Maßnahmen begegnet werden. Ferner besagt „Gollos Moskwy: König Ferdinand sei entschlossen, auf keinen Fall feindselige Maßnahmen gegen Oesterreich zuzulassen.

Sofia, 31. Oktober. Der Ausbruch der russisch-türkischen Feindseligkeiten hat hier wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel gewirkt. Radoslawow ließ die anberaumte Sobranjesitzung aussetzen und berief einen Ministerrat ein. Er teilte mit, daß sich Rußland in dem neuen Konflikt mit der loyalen Neutralität Bulgariens zufrieden erkläre. Der Ministerrat beschloß in diesem Sinne. (B. L.)

Wien, 31. Oktober. Das halbamtliche „Echo de Bulgare" schreibt: Die Beziehungen zwischen Bulgarien und der Türkei sind ungeschwächt gut, ja ganz ausgezeichnet. Die Ereignisse der Jahre 1912/13 waren für Bulgarien und die Türkei eine heilsame Lehre.

Der Sekretär des Königs Ferdinand, Grekow, hat sich nach Konstantinopel begeben, wo er dem Großwesir, Hakim, dem Kriegsminister Enver und dem Marineminister Kemal Pascha längere Besuche abstattete. Grekow war seinerzeit Bulgariens Unterhändler beim Abschluß des türkisch-bulgarischen Friedensvertrages. („L.-A.")

Petersburger Drohungen.

Mailand, 30. Oktober. Wie der Korrespondent des Secolo aus St. Petersburg berichtet, schreibt die Nowoje Wremja über die türkische Aktion: „In diesem nicht nur für die Türkei, sondern auch für die andern Balkanländer wichtigen Augenblick schauen wir auf die Völker, die leben und atmen, nur weil Rußland ihnen die Erlaubnis zum Atmen gab. Wir fragen sie, ob sie ihre Vergangenheit, ihr früheres Sklaventum, vergessen haben. Der Augenblick, die Maske zu lüften, ist für sie gekommen. Eine Politik des doppelten Bodens ist nicht mehr möglich. Die zarten und halben Worte haben keinen Wert mehr. Wir erklären laut, daß, wer nicht mit uns ist, gegen uns ist. Das von uns befreite Bulgarien kann in diesem europäischen Krieg nicht Zuschauer bleiben. Der kleinste Versuch eines Zusammengehens mit den Feinden Rußlands wird als ein Akt von Verrat, als die schimpflichste Verleugnung des Slawentums angesehen werden. Bulgarien muß zwischen der Türkei und Rußland wählen. (B. Z.)

Zur Haltung Italiens.

Rom, 31. Oktober. Alle Blätter erörtern die Möglichkeit eines Angriffs der Türkei auf den Kaukasus, die Küste des Schwarzen Meeres und Aegypten und berühren schließlich den für Italien wichtigsten Punkt des Einflusses des von der Türkei geführten Krieges auf die lybischen Stämme. Das „Giornale d'Italia" schreibt: Die italienischen Interessen können auf der Balkanhalbinsel oder in Nordafrika berührt werden. Das Blatt rät aber zur Besonnenheit und ruhigem Blute. (W.T.B.)

Der Eindruck in Oesterreich.

Wien, 31. Oktober. Die Nachricht von dem Ausbruch der türkisch-russischen Feindseligkeiten hat in weiten Kreisen der Bevölkerung einen nachhaltigen Eindruck gemacht und Anlaß zu lebhaften, für die Türkei sympathischen Erörterungen über die weittragende Bedeutung dieses Ereignisses gegeben. Die Blätter betonen einmütig, daß die Türkei um die Aufrechterhaltung der Neutralität gegenüber den unerhörten, andauernden Herausforderungen und Drohungen des Dreiverbandes, insbesondere Rußlands, bis zur Grenze der äußersten Geduld bemüht war. Die russische Flotte war es, die jetzt durch den völkerrechtswidrigen Ueberfall auf die türkische Flotte die Türkei in Notwehr versetzte und ihr den Existenzkampf aufzwang. — Das Fremdenblatt schreibt: Es ist ein Existenzkampf, den die Osmanen gegen die Russen führen, und wenn die sehr ernsten Zwischenfälle im Schwarzen Meer den Ausbruch des Krieges zwischen dem Zarenreiche und dem ottomanischen Kaiserreich nach sich ziehen, wird die Ursache dieses Kampfes in der herausfordernden Haltung Rußlands zu suchen sein. In dem großen Drama, welches die Welt jetzt erlebt, ist ein äußerst spannendes Moment eingetreten.

Neue Erfolge der Oesterreicher.

Der letzte amtliche Bericht.

Wien, 31. Oktober mittags. Amtlich wird verlautbart: Nächst der galizisch-bukowinischen Grenze nördlich Kuty wurde gestern eine russische Kolonne aller Waffen geschlagen. In Mittelgalizien behaupten unsere Truppen die gewonnenen Stellungen nordöstlich Turka, bei Stary-Sambor, östlich Przemysl und am unteren San. Mehrere feindliche Angriffe im Raume von Nisko wurden abgewiesen. Dort sowohl wie auch bei Skole und Stary-Sambor wurden Hunderte von Russen gefangen genommen. Die Operationen in Russisch-Polen verliefen auch gestern ohne Kampf.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor.

Wien, 31. Oktober. Aus Krakau wird gemeldet: Die Russen seien über den San zurückgeworfen. Lezajsk ist von den Russen frei. Unsere Truppen rückten nach der Befreiung Lezajsk 20 Klm. gegen Osten vor. (B. Z.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411011/fragment/page=0001
DFG

Der Kaiser und die mohammedanische Welt.

Konstantinopel, 31. Okt. Die Zeitungen geben einen Artikel des Teheraner Blattes wieder, der die Ueberschrift trägt: „Der Kaiser und die mohammedanische Welt“. Es wird in ihm hervorgehoben, daß der einzige Freund der Mohammedaner Deutschland sei, nach dem sich die Blicke aller Muselmanen wenden. Die Tatsache, daß Deutschland immer mit dem Sitz des Kalifats herzliche, freundschaftliche Beziehungen unterhielt, habe ihm die Sympathie aller Muselmanen gewonnen.

Das Blatt „Ikdam“ meint, daß ein Sturm dem Balkan nahe. (B. Z.)

Italien und der neue Krieg.

Rom, 31 Okt. Das Eingreifen der Türkei in den europäischen Krieg hat hier große Ueberraschung hervorgerufen. Besonders das „Giornale d'Italia“ mißt diesem Ereignis erhebliche Wichtigkeit bei. Das Blatt glaubt, daß der Schritt der Türkei bedeutsamer werden könne, als andere Blätter meinen. Besonders könne Bulgarien gemeinsam mit der Türkei Rumänien, Serbien und Griechenland im Schach halten. Aber auch in Armenien, dem Kaukasus und Persien könne Rußland empfindlich getroffen werden, ebenso England in Aegypten und Indien und Frankreich in Nordafrika durch die Entflammung der muselmanischen Welt. Rußland, sagt das Blatt weiter, werde versuchen, mit starken Truppen nach Konstantinopel zu marschieren und die Dardanellenfrage faktisch zu lösen. Bis jetzt sei noch nicht zu übersehen, inwieweit Italiens Interessen berührt werden.

Die Drohung mit neuen Armeen.

Von Major a. D. **von Schreibershofen.**

In englischen und französischen Blättern kommt immer wieder die Nachricht vor, daß in England und Frankreich Neuformationen gebildet würden, die in längerer oder kürzerer Zeit kriegsfertig sein sollten und von deren Eingreifen ein Umschwung in der Kriegslage zu erwarten sei. Dabei werden teilweise ganz phantastische Ziffern genannt, die nur das Lächeln des Sachverständigen erregen können. So. wenn der englische Kriegsminister von einem neuen Heere von über einer Million Soldaten spricht, das England im Laufe des Jahres 1915 zur Verwendung auf dem Festlande stellen will.

Nun ist es ja sicher, daß in allen kriegführenden Staaten noch reichliches Menschenmaterial vorhanden ist, das zu Kriegsdiensten herangezogen werden kann. In Frankreich allerdings steht der beste und leistungsfähigste Teil bereits unter den Fahnen. Bei der rücksichtslosen Weise, mit der Frankreich schon im Frieden die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gesichert hat, und bei der großen, gleich zu Beginn des Krieges aufgestellten Heeresstärke, sind nicht mehr viele brauchbare und wirklich militärtüchtige Leute im Lande vorhanden. Frankreich ist deshalb bei der Aufstellung neuer Truppenteile und bei der Heranziehung neuer Kräfte zur Ausfüllung der in der letzten Zeit entstandenen Verluste genötigt, auf ziemlich alte, oder ganz junge Jahrgänge zurückzugreifen oder Leute einzustellen, die wegen ihrer körperlicher Fehler bisher zurückgestellt waren. Beides dürfte schwerlich als ein geeignetes Material für den jetzigen Krieg betrachtet werden können. Ausgebildete Mannschaften innerhalb der gesetzlich zum Waffendienst verpflichteten Alterszeit dürften nur noch in geringerer Zahl vorhanden sein. Die gesetzliche Altersgrenze bildet allerdings keinen Hindernisgrund, denn sie kann sofort außer Kraft gesetzt werden. Eine solche im Frieden angesetzte Grenze ist aber nicht willkürlich bestimmt, sondern auf Grund eingehender Erwägungen angeordnet, weil über ein bestimmtes Alter hinaus der Mensch erfahrungsgemäß nicht mehr den Anstrengungen eines Krieges gewachsen ist. Wird er trotzdem eingezogen, so müssen seine Leistungen entsprechend geringer bewertet werden. Und dies muß nach der ganzen Sachlage bei den französischen Neuformationen der Fall sein.

Rußland hat nicht dieselben Schwierigkeiten bei dem Ersatz zu befürchten, da es bei seiner großen Ausdehnung und Bevölkerung über ein reichliches Menschenmaterial verfügt. Auch ausgebildete Mannschaften mögen noch reichlich vorhanden sein, obwohl die vielen Verluste der letzten Zeit große Löcher in den Gesamtvorrat gerissen haben mögen. In England ist die Regierung lediglich auf die Ergebnisse der freiwilligen Meldungen angewiesen, da eine allgemeine Wehrpflicht nicht besteht. Was für Erfolge diese bisher gehabt hat, läßt sich von hier aus nicht übersehen. Die amtlichen englischen Berichte behaupten, daß der Bedarf gänzlich gedeckt sei, viele andere Anzeichen lassen aber darauf schließen, daß das doch noch nicht so der Fall sein kann. Weder die Erhöhung des Soldes, noch die Agitation, die im ganzen Lande betrieben worden ist, scheinen genügende Wirkung ausgeübt zu haben.

Aber selbst, wenn es bei allen diesen Staaten gelingen sollte, genügendes Menschenmaterial für Neuformationen verfügbar zu machen, so sind doch noch große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe wirkliche kriegsbrauchbare neue Truppen gebildet sind. Das schwierigste dürfte die Beschaffung der dazu notwendigen Unteroffiziere und Offiziere sein. Es wird schon an der genügenden Zahl zur Ausbildung der Rekruten fehlen, selbst wenn man dazu ältere, nicht mehr felddienstfähige Persönlichkeiten heranziehen wollte. Aber ganz schlimm sieht es mit den Führerstellen für die fertigen, zum Ausrücken bestimmten Truppenteile aus. Wo sollen die Chargen dafür herkommen, wo schon bei den aktiven und den Reserveformationen so große Lücken vorhanden sind? Was noch im Lande verfügbar war, ist zur Ausfüllung der zahlreichen Verluste benutzt worden und neue Unteroffiziere und Offiziere lassen sich nicht ohne weiteres schaffen. Mannschaften, selbst ausgebildete, ohne Führer und Chargen sind aber keine kriegstüchtige Truppe, sondern nur eine Ansammlung von Menschen, mit denen im Kriege nichts anzufangen ist. An dieser Klippe wird bei unseren Gegnern in erster Linie die Aufstellung von Neuformationen scheitern. Namentlich in Rußland wird dies hervortreten.

Reserveoffiziere und Landwehroffiziere in tieferem Sinne und in einer unseren Verhältnissen entsprechenden Zahl fehlen und die Mannschaften lassen sich ihrer geringen Intelligenz wegen nicht ohne weiteres als Unteroffiziere verwenden. In dieser Hinsicht besitzen wir eine große Ueberlegenheit, die gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Bei uns kann jeder ältere Unteroffizier ohne weiteres Offiziersdienste tun, jeder bessere Mann als Gruppenführer verwendet werden. Im Auslande ist das nicht der Fall.

Aus allen diesen Gründen muß den ausländischen Angaben über die ungeheure Zahl von Neuformationen mit einem großen Zweifel entgegengetreten werden. Die Absicht dazu mag wohl vorliegen, aber die Ausführung wird scheitern. Dabei ist noch gar nicht auf die Schwierigkeiten eingegangen, die die Beschaffung der für diese Truppen erforderlichen Ausrüstung, Bewaffnung, Munition verursachen wird. Wir brauchen uns deshalb um die Fortführung des Krieges keine übertriebenen Sorgen zu machen. Auch England wird nicht imstande sein, neue Millionenheere ins Feld zu stellen

Stimmungsumschwung in Spanien zugunsten Deutschlands.

Aus dem Brief des Bruders eines Essener Kaufmanns aus Valencia an einen andern in Rußland im Felde stehenden Bruder entnehmen wir folgende interessante Mitteilungen:

Valencia, 15. Oktober 1914.

Wir haben gehört, daß Du zur russischen Grenze abgegangen bist, um für das Vaterland zu kämpfen als einziger Vertreter der Familie M. Wir denken hier alle in Liebe an Dich und freuen uns mit Stolz über die bisherigen Siege der braven Truppen unter Hindenburg, die in der ganzen Welt so ungeheures Aufsehen erregt haben, weil von der gegnerischen Seite dem englisch-französischen Presseklüngel so viel über die ungeheure „Dampfwalze“ (Rußlands Heer) berichtet wurde, die nach Aussagen der Franzosen und Engländer alles zermalmen würde.

Hier in Spanien wußten wir in der ersten Zeit überhaupt nicht, was los war, denn bei dem Fehlen direkter Nachrichten aus Deutschland waren wir auf die Nachrichten aus Frankreich und England angewiesen, die mit ihren schamlosen Lügenmeldungen die öffentliche Meinung in Spanien sehr beeinflußten, unterstützt von einer gewissenlosen Presse der Radikalen und Straßenblätter, die, wahrscheinlich durch französisch-englisches Geld bestochen, noch ihren Senf, und zwar recht beißenden und scharfen, dazu taten! — Wie ist das aber alles anders geworden! — Eine unglaubliche Reaktion hat eingesetzt und man kann sagen, daß alle Intelektuellen, die ganze Kaufmannschaft (wenigstens die seriöse) und die militärischen Kreise ganz offen deutschfreundlich sind.

Die bessere Presse ist sehr wohlwollend. Es werden sogar von Frankreich und England aus schon Vorwürfe gegen Spanien erhoben, daß es als lateinisches Land so offene Sympathien für Deutschland bekennt. Man hat eben hier jetzt ganz klar erkannt, daß Recht und gute Sache bei Deutschland sind, und England eine sehr traurige Figur macht.

Wir stehen jetzt alle unter dem Eindruck der Einnahme von Antwerpen. Wie stolz wir uns alle fühlen als Deutsche, ist nicht zu sagen. Alles vertraut auf den endgültigen Sieg unseres Vaterlandes und wir bedauern nur, daß wir nicht mehr für die deutsche Sache tun können. Immerhin wird getan, was möglich ist. In Barzelona ist ein Pressebureau eingerichtet, das an über 100 spanische Zeitungen deutsche Nachrichten auf spanisch verbreitet. Spanische Ausgaben des deutschen Weißbuches sind verbreitet worden und alle diese Bemühungen haben zum Umschwung in für Deutschland günstigem Sinne der öffentlichen Meinung beigetragen. In Barzelona waren über 2000 Wehrpflichtige aus allen Teilen Spaniens angehalten, da die von Barzelona nach Italien verkehrenden Dampfer von den Franzosen vor Toulon und Marseille nach Deutschen untersucht wurden. — Es war eine große Aufgabe, alle die Leute, meistens Mittellose, zu verpflegen, aber dank der Opferfreudigkeit der hier ansässigen Deutschen wurden alle durchgehalten. Jetzt hat man schon über 1500 fortschaffen können; leider ist in der Abreise wieder eine Pause eingetreten, denn die letzte Sendung von 200 Deutschen ist abgefaßt und nach Marseille als Kriegsgefangene gebracht worden. — Hier in Valenzia sind etwa 2000 Peseta (2000 Peseta = 1600 M.) gezahlt worden für die Barzelona-Hilfskasse und weitere tausend Pesetas für einen Aufruf vom Flottenverein für das Rote Kreuz. Und dabei haben wir alle selbst unter dem Krieg zu leiden, denn der Import und Export ist lahmgelegt und das Geld ist rar. — Wir schränken uns alle ein und hoffen auf bessere Zeiten... Auf späteres frohes Wiedersehen in Großdeutschland, Hort und Hüter des nun wohl kommenden Weltfriedens! Dein getreuer Bruder Albert.

Feodosia.

Die erste der russischen Krimstädte, die in diesen Tagen von türkischen Kriegsschiffen aufs Korn genommen worden ist, blickt auf eine sehr lange Geschichte zurück. Feodosia war schon im Altertum eine berühmte Handelsstadt, eine milesische Kolonie, die in ihrer Blütezeit einen großen Teil von Griechenland mit Getreide versorgte. Später kam die Kolonie in die Hände des bosporanischen Königs Leukon, dessen Nachfolger die Stadt an die Chersonesier abgeben mußte. Fortan hieß die Stadt Kafa, welchen Namen sie auch beibehielt, als zu Ende des 13. Jahrhunderts die Genuesen unter dem kühnen Baldo Doria sie in Besitz nahmen und als erfahrenes Kaufmannsvolk wieder eine mächtige Handelsstadt aus ihr machten. Im Jahre 1475 wurde Kafa von den Türken eingenommen. Unter der nachfolgenden Tatarenherrschaft fand hier ein weit berühmter Sklavenmarkt statt, auf dem zeitweilig mehr als 20 000 Sklaven zum Kauf angeboten wurden. Seit dem Jahre 1774 ist Feodosia in russischem Besitz. Am Ende des 18. Jahrhunderts war es eine Zeitlang Freihafen, doch konnte es sich gegen die übermächtige Konkurrenz von Odessa nicht behaupten. Auch heute ist der Handel trotz dem gut angelegten Hafen nur von geringer Bedeutung; dafür ist aber Feodosia eine der schönsten Städte der Krim, die vom Meere aus einen prachtvollen Anblick gewährt. Eine starke, mit Türmen besetzte Mauer soll feindlichem Angriff wehren. Am nördlichen Ende der Stadt ist von dem alten Kastell des 14. Jahrhunderts noch der hohe Genuesenturm gut erhalten. An der einen Seite des Hafens zieht sich ein breiter Boulevard hin. Etwas höher liegt die russische Stadt und ganz oben die tatarische Vorstadt, die sich durch echt orientalische Farbenpracht auszeichnet. Mitten in der Stadt erhebt sich, ein Zeuge der türkischen Herrschaft, die prächtige Hauptmoschee, deren Minarett schlank zum Himmel aufstrebt, und deren zehn Kuppeln golden an der Sonne schimmern. Auch der Palast des Chans ist eine der altertümlichsten Sehenswürdigkeiten von Feodosia, ebenso wie die von den Türken angelegte Georgen-Fontäne mit ihren großen unterirdischen Gewölben. In der Russenstadt aber erhebt sich in der Nähe eines modernen Springbrunnens das Broncestandbild des Zaren Alexander III. Die 30 000 Einwohner von Feodosia stellen ein buntes Gemisch von Russen, Tataren, Griechen, Armeniern und Juden dar, deren Hauptgewerbe die Seifensiederei und die Kalk- und Ziegelbrennerei bilden. In der Nähe der Stadt, höchst malerisch am Fuße eines hohen Berges gelegen, befinden sich auch zwei deutsche Kolonien mit den anheimelnden Namen Heilbronn und Zürichtal.

Die Bewegung unter den Hindus.

Unter den indischen Soldaten beim englischen Heere im Westen gelangten auf bisher nicht aufgeklärte Weise Flugschriften zur Verteilung, deren Verfasser der bekannte indische Revolutionär Krischna-Warma ist. Er fordert die Hindus auf, sich nicht mit dem Christenblut zu besudeln und sich nicht zu willenlosen Werkzeugen Englands zu machen. Eine Untersuchung ist im Gange, auf welche Weise die Flugschriften unter die Soldaten gelangten. In Paris wurden bereits zwei Freunde Krischna-Warmas verhaftet.

Der Oberleutnant.

Vor dem Kommandogebäude der xten Armee war's, so erzählt Roda Roda in der „N. Fr. Presse“, da begegnete mir ein höchst sonderbarer Mensch. Er war übergroß, hatte einen schmalen Rasseschädel und helle, blaue Augen, etwa wie ein Schwede.

Er trug eine gestrickte Kappe, ein Lederwams, auf dem Rücken einen Karabiner, auf der Brust ein Binokel, an der Hüfte die Repetierpistole. Dem Anzug nach hätte ich ihn am ehesten für einen Buren gehalten oder für einen amerikanischen Sportsman, der zur Jagd in die Kolonien ging. Doch er ist weder Schwede noch Bure oder Amerikaner — er ist Dragoneroberleutnant und heißt Graf R.

Ein Generalstabshauptmann der Nachrichtenabteilung erzählte mir später, der Oberleutnant hätte eine überaus bedeutungsvolle Meldung hergebracht — ah, also Führer einer Nachrichtenpatrouille . . .

Aber auch das ist er nicht, sondern Kommandant der Maschinengewehrabteilung, wie ich höre — man sagt jetzt kurz: Maschinist.

Das ist seine Dienstbestimmung. Nur weiß er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch Verbindungen, durch Bitten manchmal mit halber Gewalt durchzusetzen, daß man ihn hie und da auch anderswie verwende: als Automobilisten, als Infanteristen, als Flieger, als Schwadronschef.

Er hat sich ein gewisses Recht darauf erworben, gerade dahin geschickt zu werden, wo es im Augenblick am meisten zu tun gibt, am interessantesten ist.

Wenn so ein dummer polnischer Herbsttag anbricht — man weiß nicht recht, wird's regnen oder nicht — man weiß nicht, kommt der Feind oder bleibt er aus — dann duldet es den Oberleutnant nicht bei den Maschinengewehren. Er sucht seinen Obersten zu überzeugen, daß die Entsendung eines kleinen Detachements in die Flanke durchaus nötig und nützlich wäre; und daß er allein, Oberleutnant Graf R., für diese Unternehmung geeignet sei.

„Warum grad nur du?“ fragt der Oberst, schon halb einverstanden, denn er läßt sich von dem baumlangen Kind jedesmal um den Finger wickeln.

„Nur ich,“ versichert der Oberleutnant; „schon wegen meiner Sprachkenntnisse.“ — Dabei kann er nur Deutsch, Französisch, Englisch; und Suaheli — von einer afrikanischen Expedition her.

Gut, er übergibt die Maschinen dem rangältesten Leutnant und geht auf die Nachrichtenjagd.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von solch einem Ritt hat er einmal die ersten russischen Stahllanzen mitgebracht; ein andermal Orenburgkosaken, die bisher niemand hier gesehen hatte; einen Generalstäbler des Feindes; und einen russischen Flieger schoß er herab.

Sein großer Tag aber war bei Rawa Ruska.

Das war am 8. September. Der ritterliche Auffenberg schlug sich damals bei Tomaszow mit einem Meer von Feinden. Ich sehe nicht klar in jene Kämpfe, und vielleicht werden Jahre vergehen müssen, ehe da Klarheit wird; jedenfalls standen das Wiener Korps und die Tiroler Infanteriebrigaden in Rußland, aufs äußerste gefährdet, und bei Rzyczki-Rawa Ruska mußte ihnen ein Tor offengehalten werden, damit sie den in Aussicht genommenen Marsch ungestört durchführen könnten.

Eine mächtige Artilleriegruppe, Kommandant Generalmajor v. Sellner aus Linz, war bei Rzyczki aufgefahren: die Steyrer Feldkanonen, die zweite Division Innsbrucker Feldhaubitzen, Ritter v. Krobatin, die Tiroler Schwere Haubitzdivision Nr. 14, eine Gebirgsbatterie aus Lemberg, zwei von der ungarischen Landwehr, sechs reitende Batterien — im ganzen über hundert Geschütze. Und mit dieser Artilleriemasse nur ein paar hundert abgesessene Reiter, dann Salzburger Infanterie und ungarische Regimenter der Marschbrigade Miscevic.

Am 8. September erging der Befehl: Rzyczki und die Höhen östlich davon unbedingt zu halten, „bis auf den letzten Mann“. Am 9. erfolgte der gleiche Befehl, für den 10. und tags darauf auch für den 11. September.

In zwei Nächten wurden sechs russische Angriffe aus dem Walde nordöstlich der Stellung abgewiesen — ein seltenes Beispiel des Zusammenwirkens von Artillerie und Infanterie bei Nacht. Leute, die ihn mitmachten, schildern erregt den Höllenspektakel von damals, wo der Widerhall der Wälder das Brüllen der hundert Kanonen verhundertfachte. Dabei waren unsere Verluste gering: alles lag in guter Deckung — in der ersten Nacht war der Russe ohne Artillerie dahergekommen, in der zweiten Nacht schossen die russischen Geschütze ohne Erfolg.

Am 12. war die Aufgabe vollbracht, die Wiener und Tiroler marschierten, vereinigt mit den österreichischen Brüdern, nach Westen, das Gefecht bei Rzyczki-Rawa Ruska sollte abgebrochen werden.

Eine harte Zumutung — Abbruch im feindlichen Feuer! Auch das gelang mit verhältnismäßig kleinen Opfern. An den Waldlisieren von Zaborze und Zielowa sollen Berge von russischen Leichen gelegen haben. Tausende von Moskalen wurden gefangen aus dem Walde gebracht.

Das waren Ehrentage unserer Feldartillerie.

Bei Rawa Ruska war's, wo der junge Conrad v. Hötzendorf, Oberleutnant der weißen Dragoner, den Heldentod fand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bei Rawa Ruska war auch des baumlangen Kindes Ehrentag. Dort wirkte er als Maschinist.

Doch am 8. September war nichts zu tun. Graf R. klagte über Langweile und man schickte ihn zu Pferd an den Feind. Auf einem Fuchs ritt er davon, allein.

Was er da getan hat, weiß kein Mensch; zu Mittag sah man ihn durchs Binokel auf einem Schimmel, wie er mit Kosaken raufte. Am Abend kam er wieder, dreck- und blutbespritzt, auf einem fremden Braunen; er hatte drei Lanzenstiche im Lederkoller, einen oben in der Backe, und der Kopf war von einem flachen Hieb geschwollen. Sein Säbel war zerbrochen und im Gürtel steckte keine einzige Patrone mehr.

Am 9. wollte er wieder hinaus, aber diesmal sagte der Oberst: „Nein, heute wird's auch für die Maschinengewehre Arbeit geben.“ Graf R. legte sich seufzend in die Deckung.

Da wartete er einen ganzen Tag. Wohl zeigte sich vor dem nächsten Dorf hie und da ein Russe, manchmal auch schüttere Linien; schachbrettartig im Vormarsch. Doch die Distanz war dreitausend Schritt, viel zu weit für die Maschinen.

Die Russen zogen sich gemächlich dem Dorf zu rechts nach dem Wäldchen und verschwanden darin. Es war ein ermüdendes, spannendes Warten.

Gegen Abend waren sie plötzlich da. Ein wütendes Knallen hub an. Als die Russen nicht weichen wollten, da stürmten unsere abgesessenen Reiter. (Wer nicht glaubt, daß Dragoner stürmen können, möge die Mitkämpfer befragen.) Die vier Maschinengewehre fegten mit den mächtigen Besen ihrer Flugbahnen die Ebene leer.

Sechs Angriffe hat der Maschinist so abschlagen helfen, bis man am 11. auf die nächste Höhe weichen sollte. Der lange Oberleutnant hatte den Rückzug seines Regiments zu decken. Er tat es einfach und gründlich: er blieb stehen, bis der letzte Reiter davon war. Unterdessen aber standen die Russen, ein-, zweihundert Meter vor den Maschinengewehren.

Die Gegner so nahe — das ist ein selten schönes Ziel; der lange Oberleutnant ließ sich's auch nicht entgehen. Der Divisionskommandant selbst mußte herangaloppieren und schimpfen und brüllen: „Aufpacken, zum Teufel! Aufpacken, Herr Oberleutnant!“ Da erst zog der Baumlange mit seinen Maschinen ab.

Natürlich an der Queue der Abteilung — und dort ereilten ihn zwei Geschosse: eins traf ihn in den Oberschenkel; als er sich umblickte, woher es käme, traf ihn ein anderes in den rechten Backenknochen und trat beim linken Unterkiefer wieder aus.

Der Oberleutnant fiel hin und lag da; es war gerade an einem Brückchen. Im nächsten Augenblick stand ein ebenso langer russischer Unteroffizier, wie aus dem Boden gewachsen, vor dem Oberleutnant, und zwischen beiden war ein glitzerndes, spitzes Bajonett.

Der Oberleutnant hatte die Pistole gezogen. Als er fühlte, daß er nicht mehr zielen könnte, wollte er sich wenigstens der Gefangenschaft entziehen — durch einen Schuß ins Herz.

Der Arm sank kraftlos herab, der Russe trat mit dem Stiefel auf die Hand und die Pistole. Er beugte sich zu dem Oberleutnant nieder, ergriff ihn mit der Faust am Kragen und wollte ihn vielleicht töten. Der Kragen riß auf, und der Russe sah auf der bloßen Brust des Verwundeten ein Medaillon mit einem Heiligenbild. Da sagte er laut: „Izwinitje!“ „Pardon!“

Der Russe winkte zurück. Zwei Mann trugen den Oberleutnant in ein Dickicht. Dann warf man ihn auf einen Karren.

Er war nicht allein; ein Kamerad, der Regimentsarzt nämlich, hatte sich den Fuß gebrochen oder ausgekegelt oder nur verrenkt — auch der Regimentsarzt lag im Karren. Man brachte sie beide auf den russischen Hilfsplatz und kümmerte sich nicht weiter um sie. Es gab da so viele, viele Verwundete, daß wahrhaftig niemand Zeit hatte, auch noch die Oesterreicher zu beachten.

Als sie nun so dalagen und es Abend wurde, da sagte der Oberleutnant: „Hör', Doktor hier ist es langweilig. Ich rücke aus.“ Der Regimentsarzt verabschiedete sich und bedauerte nur, nicht mit von der Partie sein zu können.

Der Oberleutnant kroch auf allen Vieren langsam, ganz langsam, leise und vorsichtig davon, nach Westen zu, wo er sein Regiment vermutete. Er ruhte unterwegs aus, fiel hie und da in Ohnmacht, erwachte wieder und kroch weiter.

So kam er frühmorgens an einen Meierhof und schleppte sich da in den Stall. Es war ein langes, langes Gebäude, dem Anscheine nach leer. Erst als es völlig Tag wurde, sah der Oberleutnant, daß er Gesellschaft hatte: eine Kuh — sie lag frei im Stroh; und eine Henne scharrte im Dünger, kam neugierig auf den Offizier zu und kletterte auf ihm, der sich vor Erschöpfung nicht rühren konnte, von den Füßen langsam aufwärts bis an den Hals. Da blieb sie zutraulich sitzen. Der Oberleutnant freute sich sehr, in der Einsamkeit lebende Wesen um sich zu haben und in dem feuchten, kalten Stroh einen warmen Umschlag am Hals. Wahrscheinlich schlief er ein.

Er erwachte, als die Henne aufflog — erschrocken von einem großen Gepolter, vom Stampfen vieler Hufe. Knapp vor dem Tor des Stalles war ein russisches Geschütz aufgefahren. Nein, eine Batterie, ein Regiment. Man schoß, daß der Boden zitterte. Dem Oberleutnant schmerzten Ohren und Nerven.

Das ging so stundenlang. Plötzlich sah er draußen ein haushohes Aufflammen, schwarzen Rauch, der bis in den Stall drang, ein markerschütternder Schlag — die russischen Geschütze waren auf eine Weile unsichtbar: die Granate einer österreichischen schweren Haubitze hatte in das Intervall zwischen zwei russischen Kanonen geschlagen und die Kanonen links und rechts umgelegt.

Unsere Artillerie schießt brillant, dachte sich der Oberleutnant. Sie haben haargenau die Distanz; nun werden sie wohl meinen Stall in Brand schießen und ich ersticke im Stroh.

Es kam aber ganz anders — eine Feuerpause. Die Russen draußen hatten sich auf die Lafetten gesetzt und frühstückten. Drei von ihnen kamen in den Stall, gemeine Soldaten, offenbar Bauern.

Sie musterten zuerst die Kuh, die noch immer ruhig dalag, trotz dem infernalischen Lärm, und wollten sie offenbar requirieren. Doch die Kuh stand nicht auf. Als die Russen sie durchaus dazu zwingen wollten, sahen sie, daß ihre beide Hinterfüße bis zu den Sprunggelenken weggeschossen waren — gestern vielleicht oder vorgestern; das arme Tier hatte sich hier ins Stroh gelegt und erwartete sein Ende.

Da erblickten die Russen den Oberleutnant. Sie sahen sofort, daß er schwer verwundet war und behandelten ihn gar nicht erst als Feind, nicht einmal mehr als lebenden Menschen. Sie durchsuchten nur methodisch seine Taschen.

Zuerst griffen sie nach Uhr und Kette. Da sie aber drei waren, konnten sie sich in das Beutestück nicht leicht teilen und debatierten lange über den Fall. Einer nahm die Uhr, der andere die Kette — welchen Anteil der dritte kriegen sollte, konnte der Oberleutnant fürs erste nicht verstehen. Sie nahmen ihm 1100 Kronen aus der Brusttasche, prüften die Scheine und verteilten sie gerecht. Von dem Päckchen Briefe, das der Oberleutnant bei sich trug, Liebesbriefe einer Wiener Sängerin, nahm jeder Russe genau ein Drittel. Dann zog jener, der bei der Erbeutung von Uhr und Kette zu kurz gekommen war, sein Messer und schnitt dem Oberleutnant die goldene Achselschnur von der Schulter.

Die Russen wollten befriedigt abziehen, aber der Offizier rief sie zurück. Sie mußten ihm Wasser bringen, trockenes Stroh unterlegen, und all das taten sie willig. Ein russischer Offizier, der mittlerweile in der Tür erschienen war, eiferte sie zur Sorgsamkeit an, als er erst die Situation begriffen hatte.

Indessen begannen draußen die österreichischen Granaten wieder einzuschlagen. Auch die Russen nahmen das Feuer wieder auf. Nicht mehr für lange: nach einer Weile zog die russische Batterie ab.

Da sah der Oberleutnant, daß drei Russen zurückgeblieben waren und sich gleich ihm unter der Krippe verbargen, aber weit dort unten, am Ende des Stalles.

Der Baumlange sagt, er habe noch nie im Leben Angst gehabt, und das wird man ihm glauben müssen. In dieser Stunde des Fiebers aber und der Schmerzen litt er quälende Aengste. Er dachte nicht anders als: die drei Russen wollten sich an ihm rächen. Wofür? Darüber hat er nicht nachgedacht.

Ihm war's eine Erlösung, als in der Stalltür ein ungarischer Infanterist erschien.

Der Oberleutnant weiß nicht, ob die drei Russen gefangen wurden, auch nicht, ob es dieselben waren, die ihn beraubt hatten, oder andere Drückeberger. Er wurde aus dem Stall getragen, in die Divisionssanitätsanstalt.

Dann lag er drei, vier Tage in einem Militärzug — und endlich zwei Wochen in einem Wiener Sanatorium.

Wenn er geahnt hätte, daß sie ihn bei seinem Regiment für tot hielten — er hätte sich gemeldet, um sie aufzuklären.

Gerade an dem Tage, wo er zum erstenmal ausgehen durfte, las er seinen Namen zweimal gedruckt: im Verordnungsblatt, wo ihm das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration verliehen war; in der Verlustliste — da stand er als vermißt.

Er fuhr im Auto des Sanatoriums auf den Graben, ließ beim Juwelier halten und wollte sich eben ein Verdienstkreuz kaufen.

Just war ein Herr da in Oberstenuniform — der Erzherzog Eugen. Er hörte, was der Oberleutnant wollte; kaufte das Verdienstkreuz selbst und heftete es dem Oberleutnant an die Bluse.

Gestern, vor dem Kommandogebäude der xten Armee, sah ich den Oberleutnant wieder, im Lederwams, mit dem Karabiner auf dem Rücken und der Repetierpistole rechts. Er hat der Nachrichtenabteilung eine überaus wichtige Meldung vom Feinde gebracht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411011/fragment/page=0002

Aus dem Tagebuch eines Hallischen Kriegsfreiwilligen.

Von Wilhelm Ballien, früher stud. med.

I.

Das Semester neigte sich seinem Ende zu. In den nächsten Tagen sollte Schlußkommers mit Landesvater sein. Schon dachte man an die Heimreise und zählte den Rest der Spieße, ob der wohl noch mindestens für die vierte Klasse reichen würde. Da fing man an, am Mittagstisch und abends auf der Kneipe ernstere Gespräche zu führen. Der politische Himmel bewölkte sich. Oesterreich hatte Serbien ein Ultimatum gestellt. Alles freute sich, daß jenes, das allzulange gezaudert hatte, sich nun aufraffte zu energischer Tat. Doch noch glaubte man nicht, wegen der serbischen Mörderbrut selbst zu Felde ziehen zu müssen. Bereit war man ja dazu. Auch die Bürgerschaft Halles ergriff die stündlich wachsende Erregung. Am Abend des 28. Juli war der Marktplatz, auf dem sich ein großer Teil des studentischen Lebens abspielt, dicht gefüllt von Studenten und Philistern. Die Stimmung erwärmte sich, ein Germane hielt eine begeisterte Rede und in das Hurra, das ihr folgte, stimmte alles ein. Vaterlandslieder wurden gesungen, und wie sich das später beim ganzen Volke gezeigt hat, so verschwanden auch hier alle Unterschiede. Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, die sich sonst gemieden oder gar auf dem Kriegsfuße gestanden hatten, jetzt fühlten sie sich nur noch als deutsche Studenten, berufen, wie schon so oft, ein Beispiel der Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit zu geben.

Sonnabend, den 1. August, traf ich im Elternhause ein. Mein Gepäck hatte ich als Eilgut aufgegeben, das, wie mir versichert wurde, noch angenommen werden würde. Ich warte noch heute darauf. Am Abend kam der Befehl zur Mobilmachung. Da galt es, nicht zu zögern. Am Sonntag früh fuhr ich, begleitet von einem jungen Mann meines Heimatsortes, nach Halle und meldete mich bei der reitenden Artillerie. Schon waren Hunderte vor mir da, meist Hallische Studenten. Um ½11 Uhr war ich angelangt und um 11 Uhr wurde schon niemand mehr angenommen. Wie froh war ich, nicht gezaudert zu haben. Am Abend kehrte ich in die Heimat zurück und besuchte den Gottesdienst, der für die Einberufenen angesetzt war. Die Kirche war überfüllt und mit Begeisterung und heiligem Ernst sangen wir das alte Kriegslied: „Ein feste Burg ist unser Gott" und lauschten den zündenden Worten des greisen Geistlichen. Danach feierten wir das heilige Abendmahl in ernster Stimmung. Nun waren wir auf alles gerüstet. Wohl floß hier und da aus Frauenaugen eine Träne, aber keine beklagte ihres Gatten oder ihrer Söhne Los. Auch unsere Frauen sind Heldinnen. Sagte doch eine, die ihre beiden einzigen Söhne hat müssen ausziehen lassen: ach, wenn ich nur einen davon wieder bekomme! Und meine Schwester, deren Mann tags darauf Abschied nahm von Weib und Kind, hat in seiner Gegenwart keine Träne vergossen.

Montag, den 3. August, fuhr ich wieder nach Halle, um, wenn möglich, durchzusetzen, daß ich als Fahnenjunker eingeschrieben würde. Eingekleidet wurden wir vorläufig noch nicht. Ich benutzte daher die nächsten Tage, um noch schnell etwas Reitunterricht zu nehmen. Da habe ich jeden Tag sechs Stunden im Sattel gesessen. Des Abends fühlte ich meine Knochen. Die übrige Zeit suchte ich mich, mit weißer Binde versehen, auf dem Bahnhof nützlich zu machen. Ich half Speisen und Getränke austeilen. Dabei gelang es mir zu meiner Freude, eine ganze Rotte von russischen Spionen dingfest zu machen. Ich bemerkte eine Gruppe von drei Männern und einer Frau von ausländischem Aussehen. Zwei der Männer trugen eine Damenhutschachtel, die sehr schwer zu sein schien. Das kam mir verdächtig vor. Als ich sie beobachtete, trat eine Schwester vom Roten Kreuz an mich heran und machte mich ebenfalls auf sie aufmerksam. Ich verfolgte sie bis zu dem Abteil, in dem sie sich niederließen, anscheinend bereits von einer älteren Dame erwartet, die sich hinter eine Zeitung verschanzte. Die Hutschachtel setzten sie neben sich, weil sie anscheinend zu schwer war, um sie ins Gepäcknetz zu kriegen. Jetzt holte ich einen Soldaten der Bahnhofswache. Inzwischen waren zwei der Männer verschwunden. Der dritte zeigte bereitwilligst als Ausweis einen Berechtigungsschein zum einjährig-freiwilligen Dienst, ausgestellt Ostern 1913. Dabei war der Mann ungefähr 26 Jahre alt! Der Soldat jedoch beruhigte sich mit diesem Ausweis und erklärte, kein Recht zu haben, die Hutschachtel zu untersuchen. Erst als ich erklärte, dann würde ich es tun und noch einige Soldaten herbeigeholt hatte, öffnete man die Schachtel und fand darin Bomben. Inzwischen hatten sich die beiden zeitweilig verschwundenen wieder eingefunden, und zwei Minuten vor Abgang des Zuges wurden alle fünf abgeführt. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls sind sie am anderen Tage erschossen worden, wie so viele andere. Denn auch Halle wimmelte von Spionen. Jeder russische Student war ein solcher.

Sonntag, den 2. August, schaute ich bei einer befreundeten Familie in der Wuchererstraße aus dem Fenster. Da kamen drei weißgekleidete Damen vorbei. Plötzlich rief die neben mir stehende Tochter des Hauses: Die eine Dame dort drüben sieht ja dem russischen Studenten so und so furchtbar ähnlich. Nach zehn Minuten kam das Kleeblatt wieder vorbei, aber jetzt begleitet von je einem Bewaffneten. Es waren richtig russische Studenten, die jedenfalls dem gleichen Schicksal verfallen sind. Auch sah ich einen Russen mit gefesselten Händen in einer Droschke. Drei Soldaten bei ihm, die sich bemühten, die Türen zuzuhalten. Denn das Publikum versuchte, diese mit Gewalt aufzureißen und sich des Verbrechers zu bemächtigen. Als der aber, an der Polizeiwache angelangt, ausstieg, da hagelten Stockschläge und Fausthiebe nur so auf ihn ein, und zahllose Fußtritte beförderten ihn ins Wachtlokal. Dabei lachte der Kerl höhnisch. Ich muß sagen, mir haben diese Spione eine gewisse Achtung abgenötigt, so verwerflich vom deutschen Standpunkt aus ihr Treiben erscheinen mag. Es gehört doch ein tüchtiger Mut dazu, in fremdem Land, unter tausend mißtrauischen Augen, allein oder auf wenige Genossen angewiesen, eine Handlung zu vollbringen, auf die unweigerlich der Tod steht. Und schließlich sterben auch diese Spione für ihr Vaterland. Wie manchem Deutschen mag es drüben in Frankreich oder Rußland ebenso ergehen, denn so dumm sind wir nicht, es nicht ebenso zu machen. Höchstens etwas klüger.

II.

Die Zeit des Wartens und der Ungeduld ging endlich vorbei. Wir wurden eingekleidet. Unterzeug gab es allerdings nicht. Auch keine grauen Uniformen. Wir werden mit den alten blauen Röcken und schwarzen Hosen ins Feld rücken müssen. Drillichjacken waren vorhanden, dagegen fehlte es an Drillichhosen. Da half es nichts: ein Teil bekam — Kommißunterhosen. Die Bänder wurden abgeschnitten, ein Paar Knöpfe mit den entsprechenden Löchern angebracht, und so wandelte dann der deutsche Jüngling stets in Unterhosen durch die Straßen der Stadt. Ein paar lange Stiefel kaufte ich mir später in Merseburg auf „Regiments-Unkosten". Auch glückte es mir, ein Paar feine, ganz neue schwarze Reithosen zu ergattern. Die Freude dauerte aber nicht lange. Irgendeiner hat sie mir gemopst, es gelang mir aber, sie zu ersetzen. Ein ganz anderes Gefühl hatte man jetzt, wo man sich auch durch das Aeußere als Vaterlandsverteidiger darstellen konnte. Ich muß gestehen, solange ich in Zivil ging, habe ich mich geschämt, mich auf der Straße zu zeigen. Wer mir begegnete, maß mich mit verwunderten, etwas verächtlichen Blicken, und man sah ihm an, daß er dachte: Was, dieser große starke Mensch hat sich nicht zum Dienst gemeldet? Jetzt war das ganz anders. Manchen freundlichen Blick erhielt man, der besonders aus weiblichen Augen recht angenehm war.

Die Zeit der Ausbildung übergehe ich. Der Dienst war stramm und nahm alle unsere ungeübten Kräfte in Anspruch. Mit Ungeduld erwarteten wir den Ausmarsch. Am 24. September kam plötzlich nachmittags ½3 Uhr der Befehl dazu. Um 6 Uhr sollten wir abfahren.

Ich benachrichtigte noch schnell meine Eltern, die mit Auto herkamen. Doch wurde die Ausreise auf den 25. vormittags verschoben. Mutter war standhaft und meine am anderen Morgen noch herbeigeführte Schwester ebenso. Unsere Abfahrt glich einem Triumphzuge. Die Straßen waren dicht besetzt, aus den Fenstern winkte man uns Grüße zu, mit Blumen wurden wir überschüttet. Wir 52 Mann, die man ausgewählt hatte, die Lücken des Regiments auszufüllen, bestiegen den letzten Wagen des Zuges, der uns über Halberstadt in Feindesland tragen sollte. Da gab es nun noch ein Umarmen, Händeschütteln, Grüßen ohne Ende. Das Rote Kreuz versorgte uns noch mit Liebesgaben, schmückte die Fenster mit Blumen und unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" und lautem Hurra verließ der Zug den Bahnhof.

Die Fahrt ging über Goslar, Hagen, Düsseldorf, Köln bis Aachen. Unterwegs begegneten uns Züge mit Verwundeten, die uns zuriefen, Antwerpen sei gefallen. Leider war es noch nicht wahr. Am 27. kamen wir nach Lüttich. Weiter nach Namur. Die Verpflegung hatte aufgehört, gut zu sein, aber unser Brot mit Speck schmeckt wunderbar.

Zwischen Maubeuge und St. Quentin, am 28. September, 9 Uhr abends. Ich habe Wache. Meine vier Mitbewohner schlafen friedlich, teils auf den Bänken, teils auf dem Erdboden. Ich sitze in einer Ecke, immer noch derselben, die ich in Halle belegt habe. Neben mir liegt der geladene Revolver. Lampen brennen nicht. Nur ein kleines, acht Stunden brennendes Nachtlicht steht auf dem umgeschlagenen Aschenbecher, dem ich mit dem Seitengewehr eine horizontale Lage beigebracht habe. Die Fenster sind dicht verhangen, damit kein Licht nach außen dringt und so ein Ziel vorhanden ist. Der Zug fährt ganz langsam. Die Lokomotive mit Infanterie stark besetzt. Erst seit vier Tagen ist diese Strecke in Betrieb, und jede Nacht ist auf die Züge geschossen worden. Daher diese Vorsichtsmaßregeln. Kaum sind wir ein Stück gefahren, dann halten wir schon wieder. Nachdem wir heute Morgen Namur passiert hatten, kamen wir Nachmittag in Mons an, wo wir etwas zu essen bekamen. Wir hatten längeren Aufenthalt und sind so in die Stadt gegangen. Vor dem Bahnhofe wurden gerade die Akten der französischen Eisenbahnverwaltung verbrannt. Mons selbst ist eine sehr schöne Stadt mit einem wundervollen Rathaus. Meine vier Herren hatten inzwischen Rotwein und Sekt besorgt, von dem wir aber nur wenig tranken, denn er muß noch lange reichen. Um 5 ungefähr waren wir in Maubeuge, wo es teilweise wüst aussah. Auf dem Schlachtfelde vorher waren noch die Stacheldrahtverschanzungen, Schützengräben und Geschützstellungen der Franzosen zu sehen. Ein paar Gräber hier und dort. Es ist traurig. Dazwischen zerschossene Wagen; Uniformstücke liegen noch jetzt da, nach vierzehn Tagen. Schon vor Maubeuge überschritten wir unter Hurra die belgisch-französische Grenze, gekennzeichnet durch eine zersprengte Brücke. Bald darauf kam ein Riesenzug mit Verwundeten und Gefangenen (englischen), und wir erfuhren, daß Reims gefallen ist (leider ein Irrtum) und wir 40 000 Gefangene gemacht haben. Hoffentlich ist es wahr. Ehe wir zum Regiment kommen, kann es noch tagelang dauern, zumal, da wir von unser Endstation Ch. noch fünf bis sechs Tage zu laufen haben. Das kann ja gut werden.

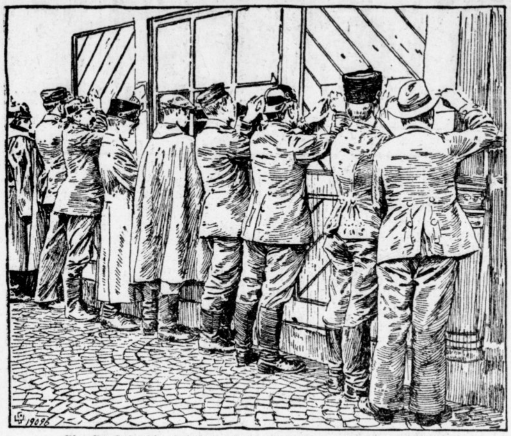
Fortsetzung, immer noch auf derselben Stelle, 29. September, morgens 4 Uhr.

Als ich gestern abend aufhörte mit schreiben, hielt der Zug und ist bis jetzt noch keinen Schritt weiter gefahren. Die Infanterie besetzt den Bahndamm und patrouilliert auf und ab. Meine Wache habe ich bis ¾11 Uhr gehalten, dann J. geweckt, der dran war, und bis eben geschlafen wie ein Bär. Bisweilen sehnt man sich nun aber doch nach einem schönen Bett, haben aber bis auf weiteres keine Aussichten darauf. Na, wenn wir wieder heim kommen, aber dann! Es ist schon gar nichts Ungewohntes mehr, daß man die Sachen nicht auskriegt und nichts Warmes in den Bauch bekommt. Neunzig Stunden sind wir nun schon in diesem unseren Wagen, der durch seine Inschriften originell aussieht. Es ist derselbe Wagen, in den wir in Halle eingestiegen sind. Wir haben ihn zur Kaserne umgewandelt. Im ersten Abteil befindet sich das Stabsgebäude der 8. Batterie. Da sitzen die Unteroffiziere und einige Ordonnanzen. Das Häuschen oben für den Bremser ist unsere Hauptwache. Neben dem Stabsgebäude kommt ein kleiner Raum, der zum Arrestlokal geworden ist. Die nächsten beiden Abteile bilden die Junkerstube, in der auch ich mein Bett aufgeschlagen habe. Dann kommen Mannschaftsstuben mit dem besten Abteil als Kantine, weil die alten Leute da drin die meisten Lebensmittel fester und flüssiger Art besitzen. So, das ist unsere schöne Sommerwohnung. Mit einem bissel Humor läßt sich schon alles ertragen, und den verlieren wir nicht.

III.

St. Quentin, 1. Oktober, 12½ mittags. Seit heute Morgen, um 2½ Uhr, sind wir hier. Ihr könnt daraus ersehen, daß wir furchtbar lange gelegen haben, und zwar 13 Stunden in le Cateau. Hier in St. Quentin ist ein kolossales Leben. Durchmarschierende Infanterie, Train, Artillerie usw. Ein Auto jagt das andere. Flieger schweben am blauen Himmel. Dazu Geschützdonner unserer Artillerie, vielleicht 30 Kilometer entfernt. Seit zwei Tagen besteht unsere Nahrung in Salz und Brot, zu dem sich heute Morgen endlich wieder Speck gesellt hat. Die beiden letzten Nächte sind wir in Alarm gewesen, da in le Cateau ein Posten auf der Lokomotive erschossen worden war. Also vom Schlaf kaum die Rede. Wir sind heute Nacht hier in einer Fabrik einquartiert gewesen, leider kein Stroh. Um ½2 Uhr geht unser Zug weiter nach, ja, das wissen wir selbst nicht. Auf alle Fälle zum Regiment. In ganz St. Quentin gibt es keinen Tabak, keine Schokolade, kein Fleisch, nichts. Viele Familien hungern. Es ist traurig. Auf der Straße liegen tote Pferde u. dergl. C'est la guerre. Alles eilt im Trabe durch die Stadt nach dem rechten Flügel, wo es wieder besser geht. Also hoffentlich kommen wir unversehrt beim Regiment an. Eigentlich sollten wir von hier aus laufen (15 Kilom. reicht die Bahn noch), aber es ist zu gefährlich für uns 52 Mann.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Gruß in die Heimat! Szene auf einem belgischen Bahnhof.

Deutsch-amerikanische Kriegsaphorismen.

Wir erhalten von befreundeter Seite einige Nummern der in St. Louis erscheinenden „Westlichen Post", einer der angesehensten deutsch-amerikanischen Zeitungen. Der Nachrichtenteil der vom 6. und 8. Oktober datierenden Nummern läßt erkennen, daß die Wahrheit vom europäischen Kriegsschauplatz jetzt auch jenseits des Ozeans, wenigstens in den deutschfreundlichen Kreisen, ihren Siegeszug angetreten hat, und unsere Brüder drüben nunmehr von den Erfolgen der deutschen Waffen wissen. Besonders vergnüglich ist in den Nummern die Lektüre einer langen Reihe ebenso knapper wie schlagender Kriegsaphorismen, von denen hier verschiedene folgen mögen. Wir lesen da:

Aus Nisch wird gemeldet, daß die Serben sich Serajewo nähern. — Vor vierzehn Tagen hatten sie es eingenommen!

•

John Redmond will jetzt die Werbetrommel in Irland rühren. — Die Irländer werden dafür das „Heimgeigen" besorgen.

•

England hat's nicht eilig, seine Rekruten auszubilden. — Gewiß nicht, die Bundesgenossen besorgen inzwischen das Kämpfen.

•

Die Abreise des französischen Präsidenten hat zu verfrühten Siegesnachrichten geführt. — Sie werden wohl auch „verfrüht" bleiben.

•

Aus England wird gemeldet, daß 104 000 Rekruten eingeübt werden. — Das ist die berühmte „halbe Million Freiwilliger".

•

Kaum wird ein französischer Rückschlag gemeldet, da kommt die Nachricht: „Die Deutschen sind halb verhungert." — Den Humbug kennen wir.

•

Der gallische Hahn mag noch so zornig krähen, über die Kluck'schen Klucken hat er keine Gewalt. (Wir bitten um Entschuldigung, aber es war uns unmöglich, uns den Kalauer zu verkneifen.)

•

Zwischen Tilbury, England und Antwerpen ist die Schiffahrt eingestellt worden. — Die Deutschen werden sie bald wieder eröffnen — per Luft.

•

Von den deutschen Kolonien wird eine nach der anderen weggenommen. — Verloren sind sie deshalb noch lange nicht!

•

Jetzt sind es die Deutschen, die umzingeln. — Das flutscht gleich ganz anders!

•

Immer glänzender bewährt sich die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft. — Sie ist eben nicht auf Beutegier aufgebaut.

•

„Das Washingtoner Staatsdepartement glaubt nach wie vor an Japans Ehrlichkeit." — Wie kann man sich so verstellen!

•

„Die Diebstahlsbeschuldigung gegen den deutschen Kronprinzen beruhte auf einem Irrtum." — Wie hätte auch ein fünfmal Toter stehlen können!

Zwischen den Schlachten.

Von Erich Köhrer.

Cernay en Dormai, 9. Okt. 1914.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man von Sedan auf den trefflichen französischen Chausseen südwärts rollt, über die Hebungen und Senkungen zwischen Ardennen und Argonnen, glaubt man sich meilenweit von allem Krieg und aller Kriegesnot. Der blaueste Oktoberhimmel lacht über einer Landschaft, der die gütige Natur gab, noch im grünen Kleide zu prangen, während in der nördlicheren Heimat der Herbst bereits sein buntes Spiel in den Wäldern treibt. Auf den Wiesen weidet Vieh, zwischen blühenden Rosensträuchern stehen kleine Bauernhäuschen, auf den Feldern schichten sich die Garben zu Hauf. Erst wenn man von den Höhen niederbraust in die Täler, ändert sich das Bild. Die Garben stehen, aber ihre Aehren hängen nicht mehr, des Landmanns gewärtig, schwer gefüllt herab, sondern die Fäulnis hat sie aufgezehrt und schwarz gemacht; die Rosen blühen, aber zwischen ihren Gängen ist das Leben erloschen, die Häuser gar sind tot und leer, leer die Stuben, aus denen abergläubische Furcht die Bewohner trieb, tot die Fenster, hinter deren geschlossenen Läden kein Laut sich regt.

Durch die Straßen zwischen diesen toten Häusern aber schreitet mit festem Schritt der deutsche Landsturmmann. Hessen, Württemberger und Schlesier, aber auch Thüringer und Hanseaten habe ich in den Dörfern der Argonnen begrüßt und mit den Tabakpäckchen und Zeitungen beschenkt, die neben den offiziellen Liebesgaben des Roten Kreuzes in meinem Auto lagen. Alle deutschen Stämme, zu einem ungeheuren Amboß von vernichtender Kraft geschmiedet, sind hier vereinigt. Unfreundlich verrinnen die Tage der Landsturmleute in all diesen Nestern, deren hervorstechendste Eigenschaft ihr Dreck ist. Als in A—y das Auto des deutschen Kronprinzen, von spontanen Hochrufen umgellt, an uns vorbei fahren mußte und ein beiderseitiges Abweichen von der geraden Fahrstraße nötig wurde, spritzte der Schmutz in dicken Streifen zu uns herein. Da leben nun die Landsturmmänner in einer Einsamkeit, die nichts von Beschaulichkeit hat, zumal, wenn eine Strecke von 18 Kilometer Länge mit Posten begangen werden muß. Aber sie tragen dies Leben mit hingebender Geduld und nur die Sehnsucht nach den allzu spärlichen Nachrichten aus der Heimat treibt sie unseren Autos im Laufschritt entgegen.

Indessen schauen die Männer an der Front Tag für Tag dem Tod ins Auge. Wie nahe wir manchmal der höchsten Gefahr gewesen sind, mag folgende Tatsache beweisen, die zugleich für das Vordringen unserer Truppen zeugt. Als wir zum erstenmal nach A—y kamen, wo das Hauptquartier des Herzogs Albrecht von Württemberg stand, mußten wir Halt machen, ein Weiterdringen war ausgeschlossen. Vier Tage später konnten wir darüber hinaus 12 Kilometer bis nach B—e vorgehen. Freilich, während wir bei den Bagagekolonnen vor dem Dorfe halten, wird ein Verwundeter vorbeigebracht, den eben jetzt im Dorfe ein feindliches Geschoß getroffen hat.

Doch die seltsame Atmosphäre des Krieges hat auch uns schon so völlig im Bann, daß keiner darum besorgt wird. Man gewöhnt sich selbst an Schrapnells, und unsere Artillerieoffiziere machen mit einer Art von Behagen den fremden Besucher aufmerksam: „Das Schrapnell, das da kommt, wird rechts neben Ihnen einschlagen, gehen Sie lieber ein Stück beiseite!" Man gewöhnt es sich ab, sich zu erschrecken oder ein besorgtes Gesicht zu machen, ganz einfach, weil man das Gefühl hat, sonst lächerlich zu werden. Man schläft auch tadellos, wenn der Geschützdonner von Verdun mitunter nachts in dumpfen Schlägen wetterdrohend herübergrollt.

Verdun — das ist das große Wort, das hier, im Mittelpunkt der riesigen Schlachtlinie, alle Welt in Atem hält. Verdun muß fallen — dann ist das große Werk zunächst getan. Antwerpen, Reims sind wichtig und bedeutsam, aber das Herz dieser großen Schlacht, das Herz des Feindes schlägt in Verdun. Das ist die Meinung all der Offiziere, die ich sprach, die aber auch alle mit Vertrauen hinzusetzten: „Warten Sie nur, vielleicht erleben Sie's selbst noch."

Man muß dies Vertrauen teilen, wenn man unsere Leute im Kampfe gesehen hat, so wie ich das große Glück hatte. Dreckig sehen sie aus, sehr dreckig, wenn sie wie Maulwürfe aus ihren Erdhöhlen, aus Lehm und Kalk, hervorkriechen, aber ihre Augen leuchten hell und ihre Herzen sind frisch und zuversichtlich. Man muß das Vertrauen auch teilen, wenn man die Wirkung unserer Geschosse gesehen hat, nicht einmal der großen Brummer, sondern der gewöhnlichen Fußartillerie schweren Kalibers. Am Ende unserer Liebesgabenverteilung durften wir, gleichsam zur Belohnung, das zerschossene Fort Les Ayvelles sehen, das ein Dutzend Kilometer westlich von Sedan den Höhen des Ardennenwaldes jenseits der Maas gegenüber liegt. Die Besatzung dieses starken Forts hat keinen Sturmangriff abgewartet, sondern ist geflohen, während der tapfere Kommandant sich das Leben nahm. Man kann aber die Mannschaften fast verstehen, wenn man die Verwüstungen unserer 21-Zentimeter-Granaten sieht. Glatt und scharf, durch einen Kanal von kaum

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411011/fragment/page=0003
DFG

30 Zentimeter Durchmesser, bohrt das Geschoß sich in das Erdreich ein, drei, vier, fünf Meter tief, dann entläßt es seine höllischen Kräfte, schleudert nach oben einen Kessel auf, dessen oberer Durchmesser an die drei Meter betragen mag, und schlägt nach unten durch Erdreich und Beton tief hinein in die Schlafräume der Verteidiger, in weitem Umkreis Tod und Verderben säend. Gegen diese Mordbringer hilft kein Wunder der Technik, an denen dieser Krieg sonst so reich ist.

Die Kraft des einzelnen Menschen, auch zu Hunderttausenden vereinigt, hat längst aufgehört, die Geschicke der Völker zu entscheiden. Die Technik herrscht. Auto, Luftschiff, Fernsprecher werden zum Träger der Entscheidungen. In achtzehn Tagen bauen drei Kompagnien Eisenbahner eine Eisenbahnstrecke von 40 Kilometer Länge mitten in Feindesland durch bergiges, bewaldetes Terrain. Die zersprengten Brücken sind allenthalben durch neue Bauten ersetzt, an denen steht: „Erbaut vom 1. bis 3. September 1914. x. Pion.-Bat.", erbaut vom 14. bis 15. September. y. Pion.-Komp." usw. Unsere Reisen begleiten unaufhörlich Flieger. Neben der Feldstation für drahtlose Telegraphie stehen ihre Zelte, bewacht von wachsam aufgerichteten Ballonabwehrkanonen. Unermüdlich, fast bei jeder Witterung, steigen sie auf, Raubvögeln vergleichbar, die auf Beute ausgehen. Und unter ihnen rollen in ununterbrochener Folge die Autos dahin, die Post befördern, Befehle überbringen, Verwundete transportieren, Munition vorschaffen. Und mancher Berliner Autobus, mancher Wagen der Kgl. bayer. oder württ. Poststrecken liegt einsam, ins Mark getroffen, neben einer Chaussee des Argonnenwaldes.

Der ruhende Punkt in all der Erscheinungen Flucht ist das Große Hauptquartier. Kein äußeres Merkmal verrät dem fremden Besucher des Städtchens, daß hier ein Kaiser seinen Sitz aufgeschlagen. Höchstens der mißtrauische Berliner könnte aus einem Anschlag über Autosignale Schlüsse ziehen. Auch die Kaiserstandarte weht nicht über dem Hause, das die Ehre hat, dem höchsten Kriegsherrn gastliches Obdach zu gewähren. Kaum ein paar Wachposten vor den grell schwarz-weiß-roten Schlagbäumen und Schilderhäusern und ein paar jener behäbigen Bürgergestalten, hinter denen wir nur instinktiv etwas Kriminales vermuten. Tausende mögen vorbeigehen, ohne zu ahnen, wer hinter den großen, schattigen Bäumen schläft.

Für das Auto ist es keine Anstrengung, von hier zu einem anderen Kaiserquartier zu gelangen. Aber der Kaiser hat das Schloß Bellevue bei Sedan, das durch das Andenken seines Großvaters geheiligt ist, vor einigen Tagen selbst besucht und für den Besuch sperren lassen, da es der Plünderung preisgegeben schien und von den Franzosen selbst teilweise verwüstet ist. Denn der Deutsche, der „Barbar", ehrt die großen Erinnerungen und heiligt die Stätten seiner Ahnen, auch wenn die Flagge des Feindes noch über ihnen flattert.

Aus den Erfahrungen eines Fliegeroffiziers.

Ein bekannter Fliegeroffizier der vor kurzem infolge seiner wertvollen Erkundungsflüge mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde, hat der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer" einen Bericht zur Verfügung gestellt, der im nächsten Heft veröffentlicht wird. Er schildert zunächst seine erste Fahrt über den Feind:

„Endlich waren wir soweit. Die Maschinen aufmontiert und eingeflogen, die Abteilung startbereit. Am Abend wurden die Aufträge bekanntgegeben: 380 Kilometer. War das überhaupt mit den Stundentanks zu schaffen? Wir hatten uns auf höchstens 300 Kilometer gefaßt gemacht. Wie wurden wir, die die ersten Aufträge bekamen, beneidet! Um 3 Uhr flogen wir bei Bruthitze davon. Nur keine Motorpanne! 320 Kilometer sind wir über Feindesland. Die Bevölkerung ist bestialisch. Eine Stunde feindeinwärts fliegen heißt drei Tage zurücklaufen. Aber der Mercedes arbeitet brav und exakt wie ein Uhrwerk. Als wir die Grenze überflogen, riefen wir beide dreimal Hurra. Zwei Wesen, eine Welt für sich! In 700 Meter Höhe hinein in Feindesland. Unser Weg führte uns nach Verdun und darüber hinaus. Ich hatte es vorgezogen, die niedrige Höhe zu verlassen und war auf 1500 Meter Höhe geklettert. Der kluge Mann baut vor, denn bisher fehlten alle Erfahrungen über Beschießen von Luftfahrzeugen. Die Straßen zur Maas waren leer, die Dörfer machten größtenteils einen verlassenen Eindruck. Wo steckten die feindlichen Truppen? Wir nahmen damals an, daß sie den Maasabschnitt verteidigen würden. Nach etwa anderthalbstündigem Fluge schimmerte die Maas zu uns herüber — ein Bild des Friedens, wo man hinschaute. Der Motor arbeitet brav. Der Blick zu dem Tourenzähler wird weniger besorgt, das Ohr hört weniger argwöhnisch nach den Explosionen der einzelnen Zylinder, das Vertrauen zum Motor wächst mit jeder Minute. Ich drehe mich gerade um, die schöne Gegend genießend, da höre ich meinen Beobachter rufen und sehe, wie er mir mit freudestrahlendem Gesicht die ersten französischen Truppen zeigt. Oestlich Verdun lag die Gesellschaft in vereinzelten, nicht zu zahlreichen Biwaks, dafür aber um so dicker südwestlich. Es kam Bewegung in einzelne Teile. Westlich Verdun sahen wir eine breite dünne Raucherscheinung. „Die Halunken feuern auf uns." Hohnlachend flogen wir unsern Kurs weiter. 30 Kilometer westlich Verdun machten wir kehrt. Als wir uns der Maas näherten, sahen wir vor uns einen französischen Doppeldecker sich hochschrauben. Gerade drauflos! Noch ist er 200 Meter tiefer als wir. Wenn ich einen Umweg mache, schneidet er mich vielleicht ab, und ich muß heil nach Hause, meine Meldung abgeben. Wir verfolgen ihn gespannt. Seine Maschine klettert gut. Wir nähern uns ihm sehr schnell. Bald verdeckt ihn mein linker Flügel, dann taucht er dahinter auf; mein Beobachter und ich schmunzeln uns an. Wir haben beide erkannt, daß wir schneller sind. Er weicht etwas nach links aus, und in 300 Meter Höhe sausen wir mit Hochachtung aneinander vorbei . . ."

Die Fahrt nach Hause, die 100 Kilometer weit führt, geht, obwohl das Benzin knapp wird, mit 115 Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit ohne Fährlichkeiten vonstatten, und die Ankommenden werden mit Jubel von den Kameraden begrüßt. Es zeigt sich, daß sie drei Treffer hatten, die, ohne Unheil anzurichten, durch die Tragflächen gesaust waren. Sie waren zu tief geflogen; heute wissen sie, daß Flieger, die unter 1000 Meter Höhe fliegen, auf jeden Fall heruntergeholt werden; erst über 1700 Meter sind sie vor Infanteriegeschossen leidlich sicher. In den fünf Wochen seit dem ersten Fluge hat die Maschine dieses Fliegeroffiziers 3000 Kilometer zurückgelegt; sie hat neun Schußlöcher erhalten, ohne daß der Feind einen Erfolg erzielt hätte. Der zehnte Schuß traf in 1400 Meter den Propeller. Der Offizier war in 2000 Meter Höhe in Wolken gekommen, und als er durchstieß, befand er sich über feindlichen Truppen, die sofort ihr Feuer eröffneten. Plötzlich gab es in der Maschine einen harten Schlag; ein Infanteriegeschoß hatte das Fahrgestell gestreift und war dann gegen den Propeller geflogen. Ein 2 Zentimeter breiter und 15 Zentimeter langer Spahn war abgesprungen, aber der Propeller zog noch genügend durch und der Offizier konnte glatt seinen Flughafen erreichen.

Von den französischen Fliegern erzählt der Offizier, der „seinem schönen Handwerk mit Leib und Seele angehört": „Ich hatte mir früher eingebildet, ich würde auf einem mehrstündigen Fluge unzählbare französische Maschinen treffen. Man sieht sie nur über ihren eigenen Truppen. Bei der Fernaufklärung versagen sie vollkommen, im Gefecht sind sie gut. Sie steigen hinter dem Schlachtfeld mit ihren leichten kleinen Eindeckern im Nu auf einige hundert Meter, werfen, ohne Gefahr zu laufen, abgeschossen zu werden, einen Blick auf unsere Stellungen und sind dann im Nu wieder unten. Ihre großen schweren Apparate brauchen sie scheinbar nur zur Abwehr. „Bauernschreck" haben wir einen riesigen stahlfarbenen Farman-Doppeldecker genannt, der, mit einem Maschinengewehr versehen, auf mehrere unserer Flieger Jagd machte, auch Flugzeuge traf, aber ohne ernsten Schaden anzurichten."

Türkische Militärtypen.

Wie der Großknecht Jaruscheit die Russen nasführte.

Jaruscheit, der unverheiratete Großknecht auf dem Gute des Landwirts Scharall in der Gegend von Wutzienen, hatte mit als erster die Vorbereitungen zur Flucht getroffen, als die Hiobspost von der russischen Grenze kam. Er suchte die notwendigsten Sachen zusammen, richtete alles praktisch ein und als die Fahrt losgehen sollte, sagte er plötzlich, daß er zurückbleiben wolle. Man glaubte, er sei verrückt geworden und sein Herr wollte ihn mit Gewalt auf den Wagen bringen. Er sagte ihm aber, daß er anständig bei Verstande sei, und wenn er wünsche, daß er sein Gehöft wieder unversehrt antreffen wolle, so solle er ihn nur zurücklassen. Wenn sein Herr ihn lebend wiedersehen werde, wird auch sein Gehöft noch in Ordnung sein.

Jaruscheit setzte sich dann auf die Steintreppe, die zum Hause führte und rief allen Flüchtenden „Glückliche Fahrt!" zu. Als die letzten aus dem Dorfe waren, ging er ins Haus zurück und suchte aus den Papieren im Glasschrank ein paar Zettel hervor. Es waren Scheine, die er einmal bei einem Viehtransport in Rußland erhalten hatte. In russischer Sprache stand darauf geschrieben, daß alles in Ordnung sei. Unter jedem russischen Schreiben befand sich ein russischer Stempel. Er rahmte die Schrift mit einem Rotstift ein, setzte Butter und Brot, auch ein Stück Speck auf den Tisch und begab sich dann wieder in die Haustür. Die Sonne war noch nicht hinter dem Walde verschwunden, als er das Klappen von Pferdehufen vernahm. Bald flammte es auf der Straße auf und das Vieh schrie wie wahnsinnig. Die Kosaken waren gekommen. Vier von ihnen kamen auch auf Jaruscheit zu, der gleichgültig auf der Haustreppe saß und wollten sich mit ihm schon einen Spaß machen, als er ihnen einen Schein mit russischem Stempel und russischer Schrift, rot umrahmt, vorhielt. Er zeigte einmal auf den Schein und einmal auf das Gehöft. Die Kosaken kletterten von den Pferden und starrten auf den Schein, sahen sich gegenseitig verständnislos an, da sie ja nicht lesen konnten, und wußten nicht, was sie tun sollten. Schließlich wollten sie doch ins Haus bringen. Aber Jaruscheit verlor nicht die Geistesgegenwart. Er hielt ihnen wieder den Zettel vor die Nase und suchte mit Hilfe einiger russischer Sprachbrocken ihnen klar zu machen, daß das Haus von den Russen bereits besetzt sei. Diese Russen seien weitergezogen. Dann nahm er einen der Kosaken mit ins Haus. Diesem gab er ein Stück Brot, Butter und Speck und gab ihm zu verstehen, daß er bei dem Hause wachen solle. Auf diese Weise gelang es dem schlauen Großknecht, die übrigen Kosaken fortzubringen, während der eine als Wache im Hause blieb. Als aber Jaruscheit am anderen Morgen sehr zeitig erwachte, sah er keinen Kosaken mehr. Sie waren über Nacht weitergeritten, und der, den er vor die Tür als Wache hingestellt hatte, war natürlich auch nicht mehr da. Mit ihm war alles Eßbare verschwunden. Im Dorfe standen die meisten Häuser in Flammen. Der Knecht Jaruscheit machte nun den Backofen heiß und buk Brot; denn er wußte, daß bald wieder Russen kommen würden. Nur die eine Hälfte der Brote buk er, wie es üblich ist, in die andere Hälfte brachte er jedoch Häcksel. Erst nach einigen Tagen kamen andere Russen, und zwar Infanterie, an. Als er wieder vor der Tür saß, kam auf ihn ein Offizier zu, der ihn auf Deutsch anredete. Da bekam Jaruscheit einen Schreck. Das war kein dummer Russe. Der konnte sicher lesen, und den Schein durfte er ihm nicht zeigen. Diesem Offizier erzählte der Großknecht ebenfalls, daß das Haus von den Russen besetzt sei. Er habe den Auftrag bekommen, hier zu bleiben und Brot zu backen. Der Offizier wollte das nicht glauben. Als er aber die Brote sah, die einen mit Häcksel und die anderen ohne Häcksel, schien er dem Großknecht doch zu trauen. Sicher fiel es ihm auf, daß alle anderen Häuser verbrannt waren und dieses unversehrt stand. Jedenfalls ließ er seine Soldaten weiterziehen, nachdem er einige Brote mit Häcksel für die Soldaten und einige ohne Häcksel für die Offiziere sich zu Gemüte gezogen hatte.

So gelang es dem Großknecht Jaruscheit, vierzehn Tage lang die russischen Horden, von dem Zerstören des Gehöftes abzuhalten. Er konnte aber nicht verhindern, daß sie einige Stück Vieh mitnahmen, obwohl er einen der rot eingerahmten Zettel im Stall angebracht hatte. Als dann die Russen in wilder Flucht halb verhungert durch das zerstörte Dorf flohen, gab er ihnen steinhartes Häckselbrot zu essen, damit sie sich die Zähne ausbeißen sollten. Der Großknecht Jaruscheit erzählt gern von seiner Russenzeit und lacht sich dabei eins. Man kann sich denken, daß sein Herr, der das Gehöft unversehrt wiederfand, seinen Knecht um so mehr ins Herz geschlossen hat.

Aus russischer Kriegsgefangenschaft losgekauft.

Aus Innsbruck wird geschrieben: In einem Feldpostbrief an seine Angehörigen erzählt ein hiesiger Unteroffizier, der einer Automobil-Feldwerkstätte als Mechaniker zugeteilt ist, folgenden Vorfall, der bezeichnend scheint für den soldatischen Geist der russischen Armee. Der Unteroffizier hatte den Befehl erhalten, auf seinem Motorrad einen schriftlichen Auftrag an die Front zu bringen, verfehlte aber die Richtung und sah sich plötzlich in einem Hohlweg fünf russischen Soldaten gegenüber, die ihn mit vorgehaltenem Bajonett zum Stehenbleiben zwangen. Eine Flucht war unmöglich, und jeder Widerstand schien zwecklos. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben und den Russen zu folgen, die vor allem den Brotsack des Gefangenen ausleerten und seinen Inhalt bis auf die letzte Brotkrume verzehrten. Nach einer Weile fragte der eine Russe, der gebrochen deutsch sprach, ganz unvermutet den Unteroffizier, was er wohl hergäbe, wenn man ihm wieder freiließe. „Fünf Kronen einem jeden," war die Antwort, die auf eine so verblüffende Frage wohl etwas Zeit und Ueberlegung gebraucht haben mag. Der Russe schien diesen Preis ein bißchen hoch zu finden, denn er fragte ungläubig: „Für jeden fünf Kronen?" Dann gab's noch eine kleine Besprechung in russischer Sprache, die der Unteroffizier nicht verstand; er sah nur die fünf Hände, die sich ihm entgegenstreckten und die erhaltenen 25 Kronen in die unergründlich tiefen Manteltäsche verschwinden ließen. Wie entschuldigend fügte der eine russische Soldat noch bei, das Geld allein wäre es nicht, was sie zur Freilassung des Gefangenen bewege. Aber man hatte seit 36 Stunden nichts im Magen gehabt und wolle sich dankbar zeigen für das gute Frühstück, das man in dem Brotsack gefunden habe. Bereitwilligst wiesen die Russen dem Unteroffizier noch den Weg und schauten fröhlich grinsend dem davonrasenden Motorrad nach, das seinen Fahrer dann noch glücklich mit dem wichtigen Befehl an Ort und Stelle brachte.

„Eisern fallen die Würfel . . ."

so hat **Victor Helling**, der bekannte Schriftsteller und Verfasser der militärischen Romane „Der Meldereiter" und „Der letzte Schreckenbach", seinen neuen **Kriegsroman** genannt. Victor Helling, der selbst Offizier war, führt in diesem Werk, das ganz erfüllt ist von warmherzigem **Patriotismus, den Leser mitten hinein in die Zeit der großen Kämpfe.** Mit einem mächtigen **Auftakt,** mit der Mobilmachung in Berlin, setzt das Werk ein, dessen fesselnde Handlung sich aus der meisterlich gemalten Brandung des begeisterten Volkskrieges emporhebt. Der Leser wird nach Lüttich und nach den Vogesen, nach den masurischen Seen und nach Maubeuge geführt, nach all den Kampfplätzen, mit deren Namen der Ruhm der deutschen Waffen für alle Zeiten verbunden ist. Der ganze Ernst der Zeit, aber auch die ganze Begeisterung lebt in diesem echt deutschen Roman, dessen Menschen wir zu kennen glauben, deren Schicksal wir mit einer Spannung folgen wie den Feldpostberichten unsrer Nächsten.

Wir freuen uns, unsern Lesern diesen ersten Kriegsroman aus dem Jahre 1914 vermitteln zu können und beginnen mit dem Abdruck in einer der nächsten Nummern.

Bestellungen auf den General-Anzeiger bitten wir an unsere

Vertriebsabteilung Gr. Ulrichstraße 16

zu richten.

Kriegsallerlei.

Die Scheinbatterie.

Unsere Soldaten haben in den Schützengraben viel Zeit, die sie sich auf jede erdenkliche Weise vertreiben. So kam, wie in einem Feldpostbrief geschrieben wird, die Batterie eines Feldartillerie-Regiments auch auf den Einfall, den Franzosen einen Streich zu spielen. Man baute etwa 200 Meter vor den Schützengräben, an ziemlich auffälliger Stelle, eine täuschend ähnliche Scheinbatterie auf. Alte Zeltbahnen und geplatzte französische Granaten lieferten das Material. Es war ein Meisterwerk, das hoch gekrönt wurde durch die aus Strohpuppen geschaffene, mit alten Helmen geschmückte Bedienungsmannschaft. Man war neugierig, welchen Eindruck diese Scheinbatterie auf die Franzosen machen würde. Einen Tag dauerte es, bis sich ein französischer Flieger zeigte, der anscheinend die Aufgabe hatte, die Stellung der Deutschen festzustellen. Man war in den Schützengräben unsichtbar und ließ deshalb den Flieger ruhig seine Kreise ziehen. Mit welchem Bericht er zurückkehrte, ließ sich leicht aus den folgenden Maßnahmen der Franzosen ersehen. Eine Schützenlinie rückte vor, gedeckt von heftigem Feuer mehrerer französischer Batterien. Die Granaten schossen die deutsche Scheinbatterie in Grund und Boden. Kein Schuß verirrte sich bis zu der verdeckten Stellung der deutschen Artillerie. Diese wartete ruhig ab; sah, wie in der Ferne ein Fesselballon aufstieg und den Erfolg der französischen Beschießung beobachtete und erhielten dann Meldung, daß die französische Infanterie zum Sturm vorginge. Man ließ sie bis auf 300 Meter näherkommen, dann begannen die deutschen Maschinengewehre zu rattern und die Kanonen, die mit ihrem Erfolge äußerst zufriedene feindliche Artillerie zu beschießen. Von der stürmenden Infanterie blieben die meisten tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld, die übrigen wurden gefangen genommen. Die französische Artillerie erhielt verschiedene Volltreffer und zog sich unter schweren Verlusten zurück. Ein besonderes Vergnügen bereitete es unseren Soldaten, die gefangenen Rothosen an der verwüsteten Scheinbatterie vorüberzuführen und ihnen zu zeigen, daß sie beauftragt waren, eine Scheinbatterie zu stürmen, die dem deutschen Artillerieregiment zu einem Ehrentag verholfen hatte.

Eine Ueberraschung.

Die letzte Sitzung des Kölner Jugendgerichtshofes endete mit einer kleinen Ueberraschung. Wegen fortgesetzter Versäumnis des Fortbildungsschulunterrichts sollte sich ein 15jähriger Junge verantworten. Wie erstaunten Richter und Schöffen, als bei dem Aufruf ein schmucker — Unteroffizier sich vorstellte, der am 3. August den Eltern und den Lehrern durchgegangen war und sich den 53ern angeschlossen hatte. Er war in der Pfadfinder-Uniform; wegen seiner Tapferkeit bei der Erstürmung von Lüttich und Namur ist er inzwischen zum Unteroffizier befördert worden. Jetzt steht er bei Lille und war für die Verhandlung beurlaubt worden, die natürlich ohne Urteilsspruch erledigt wurde. Richter und Schöffen gaben dem tapferen jungen Krieger außer herzlichen Segenswünschen noch ein hübsches Handgeld mit auf den Weg, denn er hat natürlich sofort in die Front zurückzukehren.

Er war mir treu.

Ein Leser unseres Blattes gibt von folgendem Vorkommnis Kenntnis: Gestern früh auf der Elektrischen unterhielten sich mehrere Herren über den Krieg. Ein Dienstmädchen beteiligte sich an der Unterhaltung mit den Worten: Mein Bräutigam ist auch verwundet, den halben linken Unterarm hat er verloren. — Ein Herr sagt: Dann wird jetzt wohl nicht geheiratet. Entrüstet entgegnet das Mädchen: O doch, drei Jahre war er mir gut; wenn er jetzt nicht mehr arbeiten kann, arbeite ich für ihn.

Kriegshumor.

Neben einer hannöverschen Feldbatterie stolzierte ein mächtiger Ziegenbock mit langem Bart und riesigen Hörnern. Der Bock erregte, wohin die Batterie kam, stets große, allgemeine Heiterkeit durch sein Kapriolen und seine Anhänglichkeit an die Batterie. Noch größer war die Heiterkeit über einen Esel, der von einem rheinischen Regiment erbeutet worden war. Den Esel, der zum Transport eines Maschinengewehrs benutzt worden war, schmückte ein 18zölliger Zylinder von Anno dazumal mit einer französischen Kokarde, die Brust zierte eine französische Zuavenjacke, in deren Aermel seine Vorderbeine steckten. Auf seinem breiten, schwarzen Rücken schaukelte ein französischer Tornister mit Feldflaschen und Flitter am wedelnden Schwanz. Sobald „Monsieur J. J" erschien, lachte alles, jede Müdigkeit war verflogen, keiner dachte mehr an seine Strapazen, an bevorstehende Kämpfe und Schützengräben u. dergl. Alle waren vergnügt.

Steppkes Hoffnungen.

Die erbeuteten Geschütze fahren unter unerbittlichem Jubel der Berliner die Linden entlang. Ein Steppke von sieben Jahren, dem die helle Begeisterung aus den Augen blitzt, sagt zu seinem Schulkameraden: „Mensch, wat wird det erst vorn Fez, wenn se de englischen Schiffe anjeschleppt bringen!"

Russenlied

eines Hallischen Volksschülers.*)

In der Ferne in neblicher Nacht
Steht ein Krieger auf treuer Wacht.
Durch das Dunkel gewahret er
Zwei Kompagnien Russen vom Dorfe her.

Da eilt er ins Lager und meldet es schnell:
Eine Schwadron Reiter war schon zur Stell'.
In der Nacht, am dunkelen Hain,
Stehen die Russen in langen Reih'n.

Da kamen die Reiter angesprengt
Und haben ihnen das Fell versengt.
Sie gaben den Pferden die Sporen
Und wollten die Russen durchbohren.

Da warfen die Russen die Waffen fort
Und rannten zurück in den dunklen Ort,
Schon aber setzten die Reiter nach
Und folgten ihnen den ganzen Tag.

Und wie sie kamen von Ort zu Ort,
Da waren die Russen schon wieder fort;
Und jeden Russen schlugen sie gleich,
Denn die waren alle so feig.

Da war ein alter Landsturm-Mann,
Der nahm sich der Kosaken an,
Er sang: Ich bin ein Preuße . . .
Fing 200 Russen und 100 000 Läuse.

Frz. B. . . l.

*) Unter der Fülle der uns täglich zugehenden Kriegsgedichte finden sich nicht selten auch solche unserer schulpflichtigen Jugend, die ihrer Begeisterung über die deutschen Waffentaten in mehr oder minder vergewaltigten Rhythmen Ausdruck geben zu sollen meint. Die Absicht ist meist gut, sie allein macht aber keinen Dichter, was sich die jugendlichen Verseschmiede gesagt sein lassen mögen. Wenn wir — als eine Ausnahme — das vorstehende Russenlied eines Hallischen Volksschülers hier wiedergeben, so geschieht es, um wenigstens einmal eine Probe dieser „Kunst in den Kinderschuhen" zu bringen, von der in diesem Falle vielleicht angenommen werden darf, daß sie dem einen oder anderen Leser doch Spaß machen wird.

Berichtigung. Das in Nr. 69 dieser Ztg. veröffentlichte Gedicht „Abschied" stammt nicht von E. Engelhardt, sondern von Rudolf Presber.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411011/fragment/page=0004